

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1912-1913)

Rubrik: Schauspielabende

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Der Sommer 1879 zeitigte in Feldbrunnen ein Werk von so ausgezeichnete Qualität, dass es alles in den Schatten stellt, was der Künstler bisher an Bildnissen geschaffen, selbst das Porträt Sutters und das der Mutter eingeschlossen. Es ist das große Porträt (halbe Figur) des Paten, des Herrn Wetli-Walker aus Bern, der im Freien steht, in warmer Sonne, die bläulich-weiß aus den virtuos gemalten Hemdärmeln reflektiert, die aus dem Strohhut ein Feuerwerk gelber Farben macht, die auf das Gesicht eine Wärme des Kolorites wirft, über die auch der reife Buchser nur selten verfügte. Heben wir als besonderen Vorzug die straffe Formgebung hervor, die malerisch ungemein vertiefte Modellierung des Gesichts, das im zitternden Sommerlichte kraftvoll, aber nicht hart erscheint. Die Struktur der Haut, des Bartes und Haares ist nicht wenig wahr wie alles Stoffliche (Hemdärmel, Hut, Weste), die innere Beseelung ist ohne jede Absichtlichkeit von suggestiver Lebendigkeit. Hier möchte man von ähnlichen Tendenzen Hodlers oder Max Buris reden — wenn das Bild nicht ein ganzer und echter Buchser wäre, der bei einer größern Ausstellung vielleicht den vollendeten Begriff von dem geben müsste, was der Künstler an genialer Intuition besaß, von dem, was er hätte geben können, wenn er auf Dutzende von komponierten Bildern verzichtet hätte, um uns von Zeit zu Zeit eine so unmittelbare so echt empfundene und wahrhaft beseelte Schöpfung zu schenken wie diese der Öffentlichkeit bisher unbekannte Höchstleistung seiner Bildniskunst!“

Das Buch Coulins ist ein wichtiger Baustein zu einer ernsthaften Geschichte der schweizerischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert, die uns immer noch fehlt. Es weist so viele Irrtümer in der vergnügt plaudernden Studie Widmers nach, dass diese, abgesehen vom Illustrationsmaterial, so gut wie entwertet ist; man mag keiner ihrer Angaben mehr Glauben schenken. Und zwar ist Widmer nicht nur in der Vernachlässigung der biographischen Quellen weit über das Landesübliche hinausgegangen, er hat auch kein Zeugnis einer Fähigkeit abgelegt, Bilder nach ihrem Stil auf ein Datum festzulegen oder Einflüsse bestimmter Künstler oder Richtungen darin nachzuweisen. Und doch sollte eigentlich die Vermittlerstelle im Kunsthandel, die er ausübt, ihm bei solch historischen Studien, wo er nicht in Gefahr ist, dass seine Spekulationen sein Urteil trüben, lange nicht so hinderlich sein wie bei seinen Berichten in der Tagespresse.

ZÜRICH

ALBERT BAUR



SCHAUSPIELABENDE

Ludwig Thoma hat seinen lustigen Einaktern, unter denen „Die Medaille“ die erste Stelle einnimmt, und seiner dreiaktigen Komödie „Moral“, deren lachende Satire ihm durch alle deutschsprechenden Lande hin einen unbestrittenen Bühnenerfolg eintrug, ein ernsthaftes Bauerndrama folgen lassen, „*Magdalena*“. In Berlin, Stuttgart und Zürich ist es am selben Abend zur ersten Aufführung gelangt, und seither wandert es weiter, und überall ist ihm eine gute Aufnahme zu Teil geworden.

Ein Volksstück nennt Thoma sein Drama. Es ist ganz im bayrischen Dialekt, wie dieser im Dachauischen gesprochen wird, geschrieben. Thoma meistert den Dialekt souverän. Etwas Urkräftiges, volkstümlich Gewach-

senes resultiert daraus von vorneherein. Und wie in ihrer Sprache, sind diese Bauern auch in ihrem ganzen Gehaben glaubhaft, echt geschaut und gegeben. Jeder Zug sitzt. Die karikierende Linie ist sozusagen ganz vermieden. Ludwig Thoma kommt also auch ohne sie aus. Und das spricht für sein starkes Talent. Der Inhalt ist ein einfacher. Eines Bauern Tochter, Magdalena, die Leni, ist in der Stadt, wohin es sie, die, ganz aus der Art ihrer Eltern schlagend, zur ländlichen Arbeit weder die rechte Konstitution noch irgend welche Lust hat, gezogen, auf Abwege geraten. Erst hat sie in einem Dienste etliche Ersparnisse gemacht; die haben einem schurkischen Kerl in die Augen gestochen: er hat ihr mitsamt der Ehre das Sparkassenbüchlein geraubt und sie sitzen lassen. Diese schlimme Erfahrung hat Leni, die sich nicht anders mehr glaubte helfen zu können, auf die Bahn des Lasters getrieben. Da sie noch nicht majorenn ist, wird sie von der Polizei nach ihrem Heimatdorf abgeschoben. Nun ist sie wieder zu Haus. Die auf den Tod kranke Mutter überlebt die Schande nicht lange. Aber vor dem Sterben bittet sie noch ihren Mann, die Tochter nicht mehr fortzulassen, ihr die Möglichkeit der Rückkehr zu einem braven Leben nicht abzuschneiden. Der Vater verspricht und hält. Aber er sieht nur zu bald ein, dass der schlimme Keim in der Tochter im soliden, arbeitsamen Vaterhaus nicht erstickt wird. Leni taugt nichts in der Wirtschaft. Der Spiegel ist ihr wichtiger als die Küche, und die Lust zum Mann kommt nicht zur Ruhe in ihr. Mit dem Aushilfsknecht sucht sie anzubandeln. Da schnürt dieser das Bündel und geht, ungern genug, denn vor seinem Arbeitgeber hat er alle Achtung. Nun wird's der Leni immer enger und unbehaglicher daheim. Auf keine Weise hat sie die verloren gegangene Achtung sich wieder zurückgewinnen können. Aber zum Fortgehen braucht sie Geld. Unbedenklich veräußert sie einer Tagelöhnerin, mit der sie klatschsüchtigen Verkehr hat, ein Kleidungsstück der verstorbenen Mutter. Von Pietät weiß sie nichts. Aber noch schlimmer: sie lässt einen Bauernsohn in ihre Kammer und heischt für ihren Liebesdienst Geld. Das ist etwas, was noch keinem der liebeslustigen Dorfbuben begegnete. Der, dem es passiert ist, schwatzt die Sache aus. Und nun gibts einen regelrechten moralischen Aufruhr im Dorf. Die Leni, die derartige städtische Sitten in das dörfliche Leben einführte, soll fort. Ein solcher Skandal kann nicht geduldet werden. Der Bürgermeister, der mit Lenis Vater ohnehin schlecht steht wegen eines Prozesshandels aus früherer Zeit, macht sich zum Vollstrecker der Volksjustiz. Noch kann's der Vater nicht glauben; aber die Aussagen sind zu konkret, und Leni, die sich aus dem Staube hat machen wollen, daran aber im letzten Moment noch verhindert ward, kann nicht leugnen. Was soll der Alte tun? Das Versprechen, das er seinem Weibe gegeben, mag er nicht brechen. Er zieht sein Messer und ersticht die Tochter. Für ihn hat das Leben allen Inhalt verloren; gut, so mag's denn ins Zuchthaus gehen. Lieber, als dass die Leni in der Stadt völlig im Laster versinkt.

Merkwürdig: der Gang der Handlung und die Charakteristik der Personen scheinen so klar; und doch ist man in deutschen Kritiken merkwürdigen Deutungen dieses Volksstückes begegnet. Sogar bei Alfred Kerr (im „Tag“). Er schrieb: „Die Eingheimste (das heißt die durch Schub heimgeschaffte Leni) möchte sich nun schon heben. Sie wüchse schon ins Anständige wieder hinein. Sie versucht es . . . Aber das Dorf lässt sie nicht. Der Bauern Volksgemüt hält sie feig und hart am Boden. Etwas von der

Welt, wie sie beim Ibsen der Stockmann erblickt hat; etwas davon äugt und droht und wächst hier mit böser Gewalt, im Bäuerlichen.“ Ich vermag von all dem in Ludwig Thomas Stück (das übrigens jedermann nachlesen kann; es ist bei Albert Langen in München erschienen) nichts zu entdecken. Kein Wort, kein Zug in Leni verrät uns, dass sie wirklich ins Anständige zurück will; dass nur die Bauernborniertheit sie nicht zurück lässt. Das müsste doch sichtbar, fühlbar gemacht werden. Statt dessen, was sehen wir? Keine Spur von Reue, wie die Tochter ins Elternhaus tritt, keine Bitte um Verzeihung, wie sie der todkranken Mutter gegenüber sitzt, und diese an der Tochter schönste, heiligste Jugenderinnerungen appelliert; als schlage sie an einen Stein, so klingts ihr entgegen auf ihre liebevollen Worte. Und nachher: nichts tut die Leni, um das der Mutter beraubte Heim dem Vater traulich zu machen; nur Schlamperei und dumme Koketterie und Klatschlust und verliebte Zudringlichkeit. Eine Hölle ist dem Vater sein Haus geworden. Und er begreift vollständig, dass der Aushilfsknecht nicht bei ihm bleiben mag; wäre er ledig und an dessen Stelle, er würde es ganz gleich machen. Und dass seine Leni Geld für Liebe verlangt, das empfindet der Vater gerade so stark wie die anklagenden Bauernburschen als eine Schmach. Man höre doch nur das verzweifelt herausgeschriene „Und host mir dös to!“ des ins Mark getroffenen Vaters.

Also, suche man hinter diesem Volksstück nichts, was nicht dahinter ist! Mache man aus der Leni — trotz dem Titel, der zu falscher Interpretation verführt zu haben scheint — nur ja keine büßende, bußfertige, reuige Magdalena! Denn sonst biegt man meines Erachtens das Drama gerade zu dem um, was diesmal Ludwig Thoma nicht gegeben hat und geben wollte: zu einer Satire auf die falsche Moral und zu einem Protest gegen die heuchlerische Selbstgerechtigkeit; während es in Wahrheit nur ein Stück sicherer, kraftvoller, unerbittlicher Daseinsschilderung sein will und ist.

ZÜRICH

H. TROG



NEUE SCHWEIZERISCHE BÜCHER

- Ernst Zahn*: Was das Leben zerbricht. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Jos. Reinhart*: Sechs Erzählungen: Die Schulreise. Vroneli. Vater Klaus. Hanselo. Besuch im Himmel. Die Mutter. In *Goldregen*: Eine Sammlung bunter Erzählungen. Leipzig, G. K. Sarasin.
- Heinr. Federer*: Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen. Berlin, G. Grote.
- Lilli Haller*: In tiefster russischer Provinz. Frauenfeld, Huber & Co. 4. —
- Joh. Jegerlehner*: Petronella. Roman. Berlin, G. Grote. 3. —
- Gottfr. Keller*: Drei Erzählungen. Frau Regel Amrein und ihr Jüngster. Kleider machen Leute. Dietegen. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Gymnasial-Oberpräzeptor Dr. Hermann Binder. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1912. Geb. in Leinwand 1.50
- Alfr. Tobler*: Ulrich Lopachers Soldatenleben 1860 — 1870. Aus „Neue Z. Zeitung“. Heiden 1912 (Rorschach, P. J. Kober). 2. —
- J. H. Thalmann*: Wanderungen durch den Thurgau. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage mit vielen Illustrationen. Weinfelden, A.-G. Neuen-schwandersche Buchhandlung 1912. Geb. in Halbleinwandband 2.40